

Zum neuen Jahr

*Ich sagte zu dem Engel,
der an der Pforte
des neuen Jahres stand:
Gib mir ein Licht,
damit ich sicheren Fußes
der Ungewissheit
entgegengehen kann!
Aber er antwortete:
Gehe nur hin
in die Dunkelheit
und lege deine Hand
in die Hand Gottes!
Das ist besser als ein Licht
und sicherer
als ein bekannter Weg!
Aus China*

*»Tobias und der Engel«,
Schule des Verrocchio, um 1470
National Gallery, London*



Das ist ein Bild, das mich berührt: an der Pforte zum neuen Jahr steht ein Engel: Symbol der Verbindung zur Transzendenz, Symbol auch des Schutzes. Und diesen Engel bittet der Mann (oder die Frau) um ein Licht.

Ist das nicht ein verständlicher Wunsch, den wir alle – oder doch viele von uns, mehr oder weniger stark – empfinden? Denn jenseits des Tores ist Dunkel und Ungewissheit. Wir wollen ein Licht, wir wollen wissen, was auf uns zukommt, damit wir uns darauf einstellen und uns sicher fühlen können.

Aber der Engel, der Beschützer, verweigert das Licht. Ich will mit dem zweiten Teil seiner Antwort anfangen: »Das ist besser als ein Licht und sicherer als ein bekannter Weg« – anders ausgedrückt: Ein Licht ist nicht immer gut; und dass man einen Weg ein Stück weit sieht, hilft nicht immer. Wahrscheinlich hat jeder von uns schon einmal gesagt: Es ist gut, dass ich nicht gewusst habe, was da auf mich zukommt – sonst wäre ich verzweifelt, oder: sonst hätte ich mich darauf nicht eingelassen. Aber wenn man dann drin stand in der schwierigen Situation, dann fand man auf einmal die Kraft, sie zu bestehen. Und hinterher erkennt man – nicht immer, aber oft –, dass es gut war, dass man sich eingelassen hat.

Darum sagt der Engel dem Mann: »Geh nur hinein in die Dunkelheit und lege deine Hand in die Hand Gottes!« – sag ja zu der Ungewissheit, Sorge dich nicht um das, was morgen vielleicht sein könnte, sondern vertraue darauf, dass Gottes Hand dich hält. Das heißt nicht, dass Gott uns vor Leid oder auch vor Schuld bewahrt. Es kann heißen, dass er uns Kraft gibt, sie zu bestehen, es kann uns helfen zu sehen, dass auch Leid und Schuld uns weiterführen – vielleicht erst später, vielleicht erst jenseits der Schwelle des Todes, über die wir nicht hinaussehen können.

Ein solches Vertrauen fällt dem einen von Natur aus leichter, dem andern schwerer. Der eine hat ein Schicksal, das dieses Verstehen leichter macht, der andere eines, das es unendlich schwer macht.

Aber ich denke, wenn wir ein bisschen von diesem Vertrauen aufbringen können, können wir gelassener und fröhlicher in die Ungewissheit eines neuen Jahres hineingehen.

In diesem Sinne wünsche ich allen »Warte«-Lesern einen guten und frohen Eingang ins neue Jahr!

Brigitte Hoffmann

LICHTBLICKE

Der Kuss des Engels

Kann es sein, dass ein Engel die Haare zum Pferdeschwanz gebunden trägt? Nie und nimmer, werden die Allwissenden behaupten, andere indes halten bei Engeln alles für möglich. Und für die erzähle ich diese traurig-schöne Geschichte.

Eine Frau hat vor kurzem ihren Mann hergeben müssen. Ein jäher Tod, Herzinfarkt mit 63. Und sie fiel in ein furchtbares Dunkel, aus dem sie sich so schnell nicht wird lösen können.

Als sie dieser Tage auf dem Weg von der Stadt die Reinsburgstraße hinauffuhr, kam im Radio »Time to say Goodbye«. O Gott! Dieses, Bocellis Lied, hatte sie bei der Beerdigungsfeier ihres Mannes spielen lassen. Und nun kroch das Heimweh in ihr hoch, der unsagbare Schmerz der Trauer stürzte sie ins Bodenlose. »Ich konnte nicht mehr weiterfahren. Weinend hielt ich am Straßenrand.«

Plötzlich öffnete sich die Autotür. Ein etwa 20-jähriger Mann »mit Pferdeschwanzfrisur« beugte sich zu der Frau und sagte: »Ich weiß zwar nicht, warum Sie weinen, aber vielleicht hilft Ihnen das ein bisschen.« Und dann gab er ihr, dieser Fremden, die so sehr einer tröstenden Gebärde bedurfte, einfach einen Kuss und verschwand.

Forts. nächste Seite

Zweifellos handelte es sich bei diesem Trostspender um einen Menschen. Und zwar um einen jungen, einen sensiblen, der mehr Gespür für den Umgang mit Leid hat als viele andere, die sich die Trauernden mit dummen Floskeln (»Kopf hoch! Das Leben geht weiter!«) vom Hals schafen und ihre Tränen nicht ertragen.

Er ließ die Frau in ihrem Schmerz gewähren. Er wies sie nicht zurecht: »Stell dich nicht so an. Was würde dein Mann dazu sagen?« Gewiss kam auch er sich hilflos vor, aber er gab ein Zeichen von Nähe, eine zärtliche Geste des Mitfühlens, die die Frau tief berührte.

Ob das ein Engel war? Kann doch sein, dass Engel Pferdeschwanz tragen.
Aus einer Stuttgarter Tageszeitung

Danken und Bitten – Freude und Hoffnung

Eine Nachlese zum Templer-Dankfest für den Jahresanfang

Rainer Maria Rilke spricht im Herbst zu Gott: *»Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß. Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren, und auf die Fluren lass die Winde los.«*

Der Dichter hat hier das Miterleben im vorgegebenen Rhythmus von Saat und Ernte, von Sommer und Winter aufgezeigt und stellt heraus: Gott hat den Takt, den Jahreslauf dieser Erde vorgegeben. Es ist nicht allein der Arbeit der Bauern zu verdanken, dass aus den Saatkörnern, die im Frühjahr ausgestreut wurden, eine gute Ernte eingefahren werden kann. Es braucht mehr.

Selbst wir, die wir in einem hoch entwickelten Land leben und glauben, dass alles machbar sei und nichts schiefgehen könne, spüren immer häufiger, wie wenig Einfluss auf die Natur wir tatsächlich haben. Trotz allem technischen und wirtschaftlichen Hochstand sind wir der

Natur und ihren Launen ausgeliefert.

Als Templer haben wir zu diesem Ausgeliefertsein einen besonderen Bezug. Unsere Vorfahren sind aus Glaubensgründen in das ferne Palästina gezogen. Es war damals ein wüstes Land im Türkischen Reich. Sie waren einem anderen Klima, Hitze und Fieberseuchen ausgeliefert. Nur das Vertrauen auf die Fürsorge des Schöpfers gab ihnen die Hoffnung und die Kraft, bei diesen ungewohnten Bedingungen eine neue Heimat zu finden. Wir vergessen nicht, wie diese Vorfahren nach dem ersten arbeitsreichen Sommer im neuen Land die Ernte abgewogen haben, voller Furcht, ob sie die Familien wohl über den Winter bringen würden.

Nein, solche Furcht haben wir heute nicht mehr. Unser Lebensunterhalt wird nur noch zu einem sehr geringen Teil auf unseren Feldern verdient. Was wir nicht

selbst ernten konnten, das kaufen wir ein – buchstäblich in der ganzen Welt. Und damit bekommt unser Danken auch einen globalen Bezug, der weit über unsere Gärten und Felder und unsere Obstwiesen hinausgeht. Unser Dank gilt all denen, die dort auf der ganzen Welt gearbeitet und geerntet haben, damit wir zu essen haben und uns kleiden können.

Das Dankfest erinnert uns an die beiden wichtigen Grundworte im Umgang mit Gott und mit den Menschen, näm-

lich »*bitte*« und »*danke*«. Dort wo dieses Bitte und Danke durch die Worte »ich will« und »du musst« ersetzt werden, verliert das menschliche Miteinander alle Elemente der Güte und damit der Dankbarkeit. Diese aber brauchen wir dringend für das Gedeihen und die Höherentwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Wir haben auch dieses Jahr wieder viele Gründe, Gott und unseren Mitmenschen zu danken.

Gedanken zum bewussten Leben

Der Dankbarkeit für die Vergangenheit entsprechen Vertrauen und Hoffnung für die Gegenwart und Zukunft. Doch leben wir dieser Erkenntnis entsprechend? Wenn kein Dankfest ist? Im Einerlei des Alltags? Nehmen wir nicht vielmehr alles Gute und alle Güte, die uns widerfährt, als selbstverständlich hin und sind ungeduldig oder gar zornig, wenn so manches nicht nach unserem Willen und unseren Plänen läuft?

Darüber hinaus werden wir vielfach manipuliert und lassen unseren Blick auf die schlimmen Dinge in der Welt fixieren. Der Schock des 11. September und das Grauen des Terrorismus sitzen uns in den Knochen. Das Entsetzen verfolgt uns und wird fast jeden Tag durch neue Schreckensnachrichten geschürt. Viele Menschen werden unsicher. Unsicherheit aber erzeugt Angst und unterdrückt Vertrauen und Hoffnung. Wenn wir unseren Blick durch diese Nachrichten fixieren lassen, verstellen sie uns die Sicht auf das, wofür

wir am Dankfest danken. Und dieses eingeengte Blickfeld raubt uns die Freude am Jetzt und das Vertrauen in die Zukunft.

Wie viele Menschen tragen die Vision des Friedens und der Gerechtigkeit in sich! Wie viele richten ihr Leben nach der Nächstenliebe und einer tiefen Menschlichkeit aus! Doch wie wenig hören oder lesen wir davon in den Zeitungen und im Fernsehen! In der Fachsprache dieser Branchen heißt es: Nur eine schlechte Nachricht ist eine gute Nachricht. Sollen wir uns davon unser Weltbild prägen lassen?

Wir brauchen eine unverstellte freie Lebenssicht. Wir brauchen ein neues Denken, eine neue Lebenseinstellung, die das Danken für die Vergangenheit mit dem Vertrauen in eine gute Zukunft verbindet. Dieses Vertrauen macht uns frei, das Gute der Gegenwart froh und in Freude zu erleben. Diese Freude am Leben entsteht aber nicht nur durch die Fülle des Guten, das uns von außen wi-

derfährt. Sie kommt auch von innen und sie braucht mehr als Regen und Sonnenschein und das tägliche Brot.

Jesus antwortet auf die Verlockung der ausschließlich materiellen Sicherheit und des irdischen Reichtums: »*Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes geht*« (Matthäus 4,4). Das ist keine asketische Abwertung des Materiellen und des täglichen Brotes. Wir brauchen dieses, um leben zu können. Aber es ist nicht alles. Sie sind Voraussetzung des guten Lebens, aber davon allein lebt der Mensch nicht. Zur äußeren Ausstattung unseres Lebens – Nahrung, Kleidung, Wohnung – muss noch etwas dazukommen: die Sicherheit im Herzen. Es ist das Wissen, geborgen zu sein und sich keine Sorgen machen zu müssen. Es ist das Wissen, dass da einer ist, der für uns sorgt und dem wir dafür am Dankfest danken.

Daraus entspringt die Gelassenheit, mit der wir dem Leben gegenüber treten. Früher sprach man von *Gottgelassenheit*. Es ist die Haltung, die es uns erlaubt, uns selbst, unsere Zeit und unsere Ziele Gott zu überlassen. Die Gelassenheit lehrt uns loszulassen, was wir ansonsten ständig im Griff haben müssten.

Jesus sagt dazu in der Bergpredigt: »*Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?*« (Matthäus 6,25) und: »*Trachtet zuerst*

nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen« (Matthäus 6,33).

Diese beiden Verse stehen zwar nicht unmittelbar hintereinander, gehören aber zusammen. Das Nicht-sorgen-Müssen, die Gelassenheit macht uns frei, unser Leben auf einer zweiten Ebene zu führen: der Ebene des Nichtmateriellen, der Ethik und des Geistig-Seelischen. Jesus nennt sie »Reich Gottes«. Es ist die Vision des Friedens und der Gerechtigkeit unter den Menschen dieser Erde. Es beinhaltet aber auch die Vision des Friedens und der Glückseligkeit im einzelnen Menschen, der sich in Gott geborgen weiß.

Auf dieser geistig-seelischen Ebene finden wir das, was unserem Leben Sinn gibt. Es ist die Welt, die uns Liebe, Glück und Geborgenheit bietet: in der Musik, in der Poesie und im absichtslosen Hineintauchen in die Natur.

Aber, denkt so mancher, woher nehme ich diese Sicherheit, mich geborgen zu fühlen und vertrauen zu können? Können wir aus der guten Vergangenheit auf eine gute Zukunft schließen? Wo finden wir einen Gewährsmann, der die Ungewissheit und die Unsicherheit dieser Welt und unseres Lebens aufhebt?

So haben die Menschen zu allen Zeiten gefragt, aber sie haben in dieser materiellen Welt keine Antwort gefunden, die auf Dauer Bestand gehabt hätte. Alles Wissen hilft da nicht weiter. Die Antwort kann nur von außerhalb kommen, von dem großen Gegenüber des

Menschen, von seinem Schöpfer. Der fremde, unfassbare und unerforschliche Gott begegnet uns in den Worten Jesu ganz menschlich, damit wir mit ihm reden und seiner Nähe und Zuwendung ganz gewiss sein können. Eine solche Gewissheit kommt nicht aus dem Wissen, sondern aus dem Glauben und aus dem Vertrauen.

Um dieses Vertrauen geht es im Leben. Was aus Vertrauen erwächst, hat Zukunft. Wo Vertrauen fehlt, entstehen Missverständnisse und Entfremdungen.

Nur im Vertrauen in den Schöpfer und die Schöpfung können Frieden, Zufriedenheit und Glück erwachsen. Vertrauen macht lebensfähig. In jedem von uns ist ein Urvertrauen angelegt. Es wartet darauf, in unserem Leben umgesetzt zu werden.

Ich wünsche uns allen, dass wir unser Inneres finden und damit in Liebe unser Leben leben können.

Aus einer Ansprache von Christl Hänel zum Dankfest der Tempelgesellschaft in Stuttgart im Oktober 2003

WASSER – DAS URELEMENT DES LEBENS

Die Vorherrschaft der Meere

Das »Jahr des Wassers« (2003) ist vorüber, das, was über die Bedeutung des Wassers gesagt werden kann, damit aber noch lange nicht erschöpft. Deshalb möchte der Schriftleiter die Betrachtungen über das »Urelement des Lebens« auch in diesem Jahr in unregelmäßiger Folge fortsetzen.

Wir leben auf einem blauen Planeten, und wir scheinen mehr oder weniger entschlossen, diese Tatsache zu verbergen. Unsere Karten – auf denen Nordamerika und Asien die Hand auszustrecken scheinen wie die Finger Gottes auf Michelangelos Deckengemälde und so versuchen, die Landmassen im Osten und Westen zu verbinden – geben keinen Hinweis darauf, dass der Globus, unter bestimmten Winkeln betrachtet, fast nur aus Meer besteht. Die üblichen Projektionen der Kartographen scheinen dazu gedacht, die Landgebiete auf Kosten der Wasserflächen zu vergrößern und die großartige Lasur des Pazifischen Ozeans zu verstecken. Mehr als zwei Drittel der Planetenoberfläche sind mit

flüssigem Wasser bedeckt, ein Zwanzigstel mit Eis. Wir nennen unsere Heimat »Erde«, obwohl »Wasser« viel ange-

Was bisher in dieser Reihe in der »Warte« erschienen ist:

Februar 2003 –

Eine erstaunliche Flüssigkeit

Mai 2003 –

Durst der Erde wird immer größer

Juli/Aug. 2003 –

Ein Brunnen – Paradies auf Erden

September 2003 –

Wir sind Kinder des Wassers

November 2003 –

Wasser – das Element des Wandels

messener wäre.

Da wir schon so lange an das Leben auf festem Land angepasst sind, weiß ich nicht, ob wir uns die Vorherrschaft der Meere je klargemacht haben. Jene gewaltigen Ebenen aus Wasser sind für uns heute kaum weniger unheimlich als für unsere Vorfahren, die ihre Tiefen mit Fabelwesen bevölkerten und die gähnenden Abgründe fürchteten, die außer Sichtweite gleich hinter dem Horizont lagen. Selbst die Wüsten hatten weni-

ger Schrecknisse bereit. Wir haben die undurchdringlichen, dampfenden Täler Amazoniens besiedelt, die eisige arktische Einöde und die kahlen Weiten der sibirischen Steppe – und doch sind wir immer noch ein wenig nervös, schon was die Tiefen schottischer Lochs angeht, und ganz zu schweigen von den unausgeloteten Abgründen der großen Ozeane. In gewisser Weise wissen wir mehr über den Mond, die Venus und den Mars als über den Grund der Ozeane.

Die gewaltigen Tiefen

Was liegt hinter dem Rand des Meeres? Seit die Menschen erstmals zur See gefahren sind, konnte sich keiner dieser Frage entziehen. Die Phönizier und Wikinger überquerten lange vor Kolumbus und Magellan in der Hochblüte der europäischen Seefahrt den Atlantik, und chinesische Seeleute erreichten die afrikanische Ostküste im fünfzehnten Jahrhundert, lange vor den portugiesischen Kolonisatoren. Um 1700 herum waren Karten des Atlantik fast so genau wie die heutigen. Auch wenn man die Drachen hinter dem Ende der Welt inzwischen verbannt haben mag, so war es doch vor allem die Verheißung ferner Länder und nicht der Anblick blauer Gewässer, die diese Entdeckungsfahrten anregten. Es gab we-

nig systematische Bemühungen, sich die Meere um ihrer selbst willen näher anzusehen, bis das britische Forschungsschiff »HMS Challenger« in den Jahren 1872 bis 1876 seine berühmte Reise unternahm, auf der es den Globus umrundete und Tiefenmessungen durchführte.

Was wir seither erfahren haben, ist ernüchternd. Etwa die Hälfte der festen Erdoberfläche liegt zwischen drei und sechs Kilometer tief unter dem Meeresspiegel. Die Orte, an denen wir leben, sind wie die Spitzen von Eisbergen. Die tiefsten Abschnitte des Meeres – die Tiefseegräben – können auf über elf Kilometer abtauchen und sind damit mehr als zwei Kilometer tiefer als der Mount Everest hoch ist.

Die großen Adern

Selbst bei jenen, die nie einen Blick auf einen der großen Wasserströme der Welt geworfen haben, rufen deren Namen starken Widerhall hervor. Allein ihr Klang

beschwört dunkle Erzählungen von Entdeckungsfahrten und Abenteuern, von Romantik und Faszination herauf: der Kongo, der Amazonas, der Nil, die

Wolga und die Seine oder die Donau. Vielleicht mache ich es mir mit dieser Verbindung zu einfach, aber ich frage mich wirklich, ob die von diesen Namen ausgelösten Gemütsbewegungen nicht ein Echo der alten Bedeutung sind, die die Wasserwege der Welt einst hatten. In einer Ära, die keine Fluglinien kannte, boten sie Reisemöglichkeiten; sie sorgten für Überfluss zu Zeiten, in denen es noch keine Supermärkte und keine globale Agrarindustrie gab.

Es war kein Salz-, sondern Süßwasser, das die Wurzeln der menschlichen Kultur umspülte und nährte. Die vier ältesten großen Kulturen entstanden

alle an Flüssen und auf deren fruchtbaren Schwemmebenen: Mesopotamien, das von Euphrat und Tigris (im heutigen Irak) umschlossen war, die Harrapan-Kultur am Indus (im heutigen Pakistan), China am mächtigen Jangtse und am Gelben Fluss, die beide von der tibetischen Hochebene herabströmten, und Ägypten am Nil. Das Persische gibt die grundlegende Natur dieser Abhängigkeit vom Wasser wieder: das erste Wort des Wörterbuchs ist dort *ab*, und es bedeutet »Wasser«. Davon leitet sich dann *abadan* ab, was »zivilisiert« bedeutet. So stellt sich im Wasserbuchstäblich der Beginn der Zivilisation dar.

Zerstörerisches Wasser

Beinahe jede Kultur verfügt über die Sage von einer katastrophalen Flut, die alles auf der Welt mit Ausnahme einiger Auserwählter zerstört hat. Noah ist in der ganzen westlichen Welt bekannt, ebenso Atlantis, doch auch in anderen Kulturen von China bis Peru, von Neuguinea bis zu den Ureinwohnern Nordamerikas findet man ähnliche Sagen.

Noahs Reise zum Gipfel des Berges Ararat hat ihre Wurzeln im assyrischen (und ursprünglich sumerischen) Gilgamesch-Epos, das mindestens bis ins Jahr 2100 v. Chr. zurückreicht. Doch während Noahs Gott die Erde von einem verderbten und sündigen Volk befreien wollte, scheint es, dass Enlil, der oberste Gott im Pantheon des Gilgamesch, die schweren Regenfälle einfach deswegen auf die Erde herabgeschwor, weil die Menschen, die auf dem

flachen Land lebten, zuviel Lärm machten und seinen Schlaf störten. Nur Utanapischtim, dem König der Stadt Shurippak am Euphrat, samt seiner Familie und seinem Hofstaat blieb die Vernichtung erspart, da der König durch Ea, den Gott der Weisheit, vorher aufgefordert worden war, eine Arche zu bauen.

Man kann unschwer erkennen, wie solche Legenden im vorbiblischen Mittleren Osten entstanden sein mögen, wo die sumerischen Städte entlang der Flüsse Euphrat und Tigris ständig von den schweren Überschwemmungen bedroht waren, zu denen diese Flüsse offensichtlich fähig sind. Doch die allgemeine Verbreitung dieser Legenden bezeugt, welch prekäres Verhältnis die Kulturen des Altertums zu ihren Wasservorräten hatten. Dieses Unbehagen ist bis heute erhalten geblieben.

Die große Welle

Von den Naturkatastrophen, die vom Wasser ausgelöst werden, sind nur wenige so furchterregend wie die als »Tsunamis« bekannten gigantischen Küstenwellen, die besonders die pazifischen Gestade im Fernen Osten heimsuchen. Da das mitten im Meer liegende Japan von diesen kolossalen Wogen weit schlimmer betroffen ist als irgendein anderes Land, ist es kaum verwunderlich, dass sie, wie in dem berühmten Beispiel, dem Gemälde von Hokusai mit dem Titel »Die große Welle«, ein Sinnbild japanischer Kultur zu sein scheinen.

Tsunamis können im Meer ungeheure Entfernungen zurücklegen, ehe ihre Energie erschöpft ist. Von einigen weiß man, dass sie den Pazifik von einer Küste zur anderen überquert haben: 1700 rief zum Beispiel ein Erdbeben der Stärke 9 an der Nordwestküste Amerikas eine Welle hervor, die über den gesamten Pazifik lief und in Japan

Schäden und Zerstörungen anrichtete, während ein Erdbeben in Chile 1960 Tsunamis nach Hawaii, Japan und Alaska sandte.

Japan ist ganz einfach deswegen immer wieder so schwer von Tsunamis getroffen worden, weil es inmitten der seismisch aktivsten Zone der ganzen Welt liegt. Die Zahl der Toten bei diesen Ereignissen ist erschütternd: 1896 forderte ein einziger Tsunami das Leben von 27 000 Japanern, und 1792 starben bei einer riesigen Welle auf der Shimabara-Halbinsel 15 000 Menschen.

Wasser kann den Menschen nutzbar gemacht, aber nicht gezähmt werden. Wir haben wenig Möglichkeiten, es uns dienstbar zu machen; seine Fähigkeit, uns zu beherrschen und zu überwältigen, ist weitaus größer.

Aus: *Philip Ball, »H₂O - Biographie des Wassers«, Verlag Piper München/Zürich, 2. Auflage 2003*

Zum Tod von Heinz Zahrnt

Am 1. November ist der Theologe und Publizist Heinz Zahrnt im Alter von 88 Jahren gestorben. Als einer, der Zahrnts zahlreiche Bücher über Bibel und christlichen Glauben immer mit großem Interesse gelesen hat, möchte ich hier beschreiben, welchen Eindruck dieser Mann in seinem Schreiben und Reden auf mich machte.

Ich habe nicht nur viele seiner Bücher gelesen, sondern ihn auch öfters als

Redner bei Evangelischen Kirchentagen gehört und gesehen. Wenn man Zahrnt hörte – und meistens waren die Säle bei seinem Auftreten übervoll belegt –, wusste man, dass hier ein Theologe redete, der voll und ganz hinter dem stand, was er sagte. Er scheute sich keineswegs, unangenehme Themen anzupacken oder unhaltbare Dinge beim Namen zu nennen. Eigentlich hatte man als Zuhörer gar nicht das Gefühl, dass

da ein Theologe redete, Zahrnts Worte hatten so garnichts von der üblichen Theologensprache an sich. Erredete den Leuten voll und ganz nach dem Herzen, in ihrer Sprache, in verständlichen, aber darum nicht weniger tief gehenden Worten.

Sein Sprachstil ist übrigens auch dasjenige Merkmal, das mir beim Lesen seiner Bücher als Erstes aufgefallen ist. Es ist eine kraftvolle, eingängige Sprache, „mit der er Glaubensinhalte zu vermitteln sucht. Ich habe bei mir selbst beim Lesen immer eine gewisse Spannung feststellen können, mit der ich den nächstfolgenden Abschnitten und Kapiteln entgegenschah.

Als Zweites darf ich anführen, dass Zahrnts Glaubensvermittlung so gar nichts Engstirnig-Konfessionelles an sich hatte. Ganz im Sinne templerischer Theologie war es sein Anliegen, auf das *Wesentliche* der christlichen Botschaft hinzuweisen und den Glauben als etwas Lebendiges zu charakterisieren, das sich nicht in unveränderliche Dogmen und Glaubenssätze pressen lässt.

Heinz Zahrnt war ein »Getriebener«. Was er in seinem Leben an Erkenntnis und Erfahrung über Gott erworben hatte, musste er unbedingt an andere weitergeben. »Wer etwas für sich als wahr erkannt hat, kann dies nicht für sich behalten; er muss es auch anderen mitteilen« schreibt er in seinem Lebensbericht »Warum ich Glaube – Meine Sache mit Gott«. Und an anderer Stelle: »Auf die Frage nach Gott und seiner Erfahr-

barkeit in der Wirklichkeit des Lebens und der Welt haben die Christen ihren Zeitgenossen Rede und Antwort zu stehen. Als Dorfweise und Stadtväter, als Marktschreier und Kirchenräte brauchen sie uns nicht. Wenn sie uns überhaupt noch brauchen, dann wollen sie von uns etwas über den *Glauben an Gott* erfahren, inwiefern er ihnen den Sinn der Welt erschließen und das Leben bestehen helfe. Das ist die Hauptsache und zugleich die einzige Chance, die die Christenheit noch hat.«

Für Zahrnt ist das Zentrum des christlichen Glaubens »die von Jesus von Nazareth verkündigte Zuwendung Gottes zu den Menschen«. Was nach dem Tod geschehe sei zwar ein Geheimnis, »aber mit einem Geheimnis kann man leben, wenn man Vertrauen hat«.

Heinz Zahrnt war 25 Jahre lang, von 1950 bis 1975, Chefredakteur des Deutschen Allgemeinen Sonntagsblattes. Und vierzig Jahre, von 1960 bis 2000, gehörte er dem Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags an. Der Protestantismus in Deutschland verliert in ihm eine große herausragende Persönlichkeit.

Peter Lange

Einige der bekanntesten Bücher von Heinz Zahrnt sind im Bestand der TGD-Bücherei und können von dort entliehen werden:

»Jesus von Nazareth – ein Leben«,

»Die Sache mit Gott«, »Warum ich glaube – Meine Sache mit Gott«,

»Wozu ist das Christentum gut?«,

»Gotteswende – Christsein zwischen Atheismus und neuer Religiosität«,

»Mutmaßungen über Gott«.